

Nekr  
G  
116

THEODOR GOLDSCHMID

Nekt G 116

ZUR  
ERINNERUNG

AN

THEODOR GOLDSCHMID

1867-1945

DEN VERWANDTEN

UND FREUNDEN

GEWIDMET

\*



# I.

## IM ELTERNHAUS

1867–1886

So manches hoffnungsvolle Menschenleben hat, scheinbar zu früh geknickt, nie reife Frucht bringen dürfen. Andere werden durch Schicksalsschläge oder eigene Schuld so gehemmt, daß die frohen Lebenswasser, nun gestaut, durch Ritzen und Seitenkanäle einen Ausweg suchen und nie mehr zu breiter Schaffenskraft gelangen. Theodor Goldschmid hat das nicht häufige Glück einer geradlinigen, stufenweisen und immer reicheren Entwicklung erlebt, welche von Harmonie und innerlich zielbewußtem Handeln erfüllt war.

Kein Wunder! Schon über seiner frühesten Jugend walten schirmend und segnend vier Persönlichkeiten, die aus den ewigen Quellen schöpfen und für Gott wirken wollen: seine Eltern, Joh. Christ. Blumhardt (Vater) und Pfarrer Friedrich Zündel, der ihn konfirmieren sollte. Jakob Goldschmid, einem alten Winterthurer Geschlecht entsprossen, schon in jungen Jahren zum Kreisingenieur berufen, dann in den Stadtrat gewählt, war eine Frohnatur, ein gütiger, milder Vater, ein vertrauter Freund aller Mühseligen und Beladenen, von hingebender Liebe gegen hoch wie niedrig beseelt, so daß in der Bevölkerung kaum einer so geliebt gewesen war wie er. Überall suchte er christliches Leben zu pflanzen; er gründete deshalb mit gleichgesinnten Freunden das Vereinshaus (mit Zündel als Pfarrer), die Freie Schule, die Erziehungsanstalt Sonnenbühl bei Brütten, das christliche Kurhaus Heinrichsbad bei Herisau. Seit 1867 organisierte er als Vertrauensmann der Basler Mis-

sion die Ostschweizerische Missionskonferenz in Winterthur, deren Gäste in seinem geräumigen Hause „Zum Königshof“ liebevolle Aufnahme fanden. Andererseits förderte er als guter Geiger, der im Orchester mitwirkte, auch das Winterthurer Musikleben. In Boll freundete er sich mit Blumhardt an, der ihn fortan in seinen christlichen Werken berät. Dem Söhnlein Theodor wird dieser Pate, und fast jeder seiner zahlreichen Briefe schließt mit: „Gott segne Theodor und Anna!“ Und den Eltern bezeugt er nach einem Besuch in Winterthur: „Du glaubst nicht, wie lieb ich euch beide gewonnen habe wegen eurer aufopferungsvollen Arbeit in der Liebe, die mir bei euch, wie nicht leicht bei jemandem, so klar und offen dastand. Ich sah euch im Wohlgefallen des Herrn.“ — Die Mutter, Cäcilie, geb. von Waldkirch aus Schaffhausen, schildert der Sohn später als eine willensstarke, aristokratische Persönlichkeit, die ein „strenges, unerbittliches Regiment“ führte, aber zugleich eine betende Mutter war, die dem weicheren, oft unentschiedenen Vater gerade auch in der Durchführung seiner Liebeswerke zu einer unentbehrlichen Stütze wurde. Aus erster Ehe des Vaters war ein Sohn, Heinrich, da, der aber schon bald als Pfarrer in Bretzwil (Basel-Land) wirkte. Der uralte „Königshof“ am Markt war „der Mittelpunkt eines überaus regen Verkehrs aus nah und fern und ein Brennpunkt aller christlichen Bestrebungen der engeren Heimat“. Hier wurde Theodor am 10. September 1867 geboren, ein eher schwächliches Kind, das wegen eines zu großen Herzens die Sorge der Eltern erheischte und sich von Turnen, Bergsteigen und andern sportlichen Betätigungen fernhalten mußte, so daß Blumhardt 1876 schrieb: „Daß ihr immer wieder in Sorge kommen werdet mit dem Theodor, das habe ich immer gedacht. Ich weiß aus Erfahrung, daß Leute, die den Nasenpelz (Polypen) hatten, immer wieder geplagt waren bis zum Ersticken. Ich werde mein Möglichstes tun mit der Fürbitte, und das ist gewiß, daß der Herr

unmöglich euern Theodor kann ersticken lassen. Er wird ganz gewiß helfen!“ Und er half! Später wuchsen sich diese Jugendschwächen ganz aus.

Im „Königshofe“ gingen auch musikalische Leute gerne ein und aus. Theodor, ein Schüler des Pianisten Glück, zeigte früh eine überdurchschnittliche Begabung für Musik, und zwar nicht nur im Nachschaffen, sondern auch in der schöpferischen Gestaltung. So schreibt sein späterer Freund, Pfarrer Hans Meili: „Noch sehe ich den Zehnjährigen an der Türe unseres Pfarrhauses in Wülflingen stehen und stolz von einem ‚Opus‘ reden.“ Das Programm für eine „Abendunterhaltung am Neujahrstage 1882“ enthält denn auch eine „Kavatine für Klavier und Violine (Larghetto)“, die er mit 13 Jahren komponiert hatte. Ein prickelndes Scherzo, ein Walzer, ein Streichquartett, eine kurze, frische Symphonie sind aus der Kinderzeit erhalten, wie auch eine Anzahl Lieder mit hübscher, schlichter, an Schubert anklingender Melodieführung, die er mit seiner geliebten Schwester Anna einübte. Die Titel auf den Umschlägen malte er mit großen verzierten Buchstaben so kunstvoll, daß sie wie gestochen wirkten, ein Abbild seines Schönheitssinnes und seiner peinlichen Ordnungsliebe. Vor dem Gottesdienste spielte er gerne einen Choral. Wie hätten nicht die Schulgenossinnen für den lebenswürdigen Jüngling voll lustiger Einfälle schwärmen sollen! Aber besonders innig war das Verhältnis zu seinem „herzigen Schwesterlein“. „s gibt doch weit und breit nicht so ein Geschwisterpärchen, das sich so lieb hat“, schreibt er 1888. Er führt die vier Jahre jüngere Anna nicht nur in die Welt der Musik, sondern auch in die der Schwesterkunst, der Poesie, ein. Die Erinnerung an viele fantasievolle Spiele, besonders auch im Heinrichsbad, klingt noch in späten Briefen an. Ferienreisen ins Engadin, Wallis, ja ans Meer (Normandie, Jersey) erweitern den Blick der Kinder. So war es eine wahrhaft ungetrübte, „goldene“ Jugend, die

Theodor, vom Geist Gottes umgeben, in diesem gediegenen, angeregten Elternhause verleben durfte, und wir finden hier denn auch alles vorgebildet, was ihm auf seinem späteren Lebenswege bedeutsam werden sollte, insbesondere seine Liebe zu Gott und den Mitmenschen sowie seine Neigung zur Musik.

## II. STUDIENJAHRE

*1886–1892*

Nach bestandener Maturität entschloß sich Theodor zum Theologiestudium. Die für eine vielseitige Ausbildung besorgten Eltern hatten zunächst Neuchâtel für ihn ausersehen, wo er zugleich französisch lernen und bei dem ehrwürdigen Bibellehrer Frédéric Godet sichere Grundlagen erhalten konnte. „Natürlich empfehlen wir Dir rechte Sorgfalt in Deinem ganzen Benehmen. Die beste Hut bildet allerdings das Gebet, in dem Du Dich und wir für Dich, Dich in Gottes Hut befehlen.“ „Wir leben mit Dir, wenn auch räumlich getrennt, fort“: das zeigt uns die ganze innige Fürsorge der Eltern, die sich auch über den fernen Sohn erstreckte. Klavierunterricht genoß er bei dem vortrefflichen Munzinger. Eine frohe musikalische Geselligkeit entwickelte sich bei Freunden der Eltern, wobei er mit seinen Kompositionen glänzte. An der Universität lernte er neben dem Berner Gustav Lauterburg (Geige) durch seinen ersten Freund C. A. Bernoulli besonders Hans Löw aus Basel mit seiner prächtigen Stimme kennen, mit dem er eine Freundschaft fürs Leben schließen sollte, verband die beiden doch nicht nur die gleiche Begeisterung für die Musik und

alles Schöne, sondern auch ein warmes Gemüt und innerliches Verstehen. Es war ein Verhältnis, das Theodor den ihm fehlenden Bruder ersetzte; in seiner Tiefe und Unerschütterlichkeit in jeder Lebenslage darf es als einzigartig bezeichnet werden und übertrug sich auch auf die Frauen und Kinder.

Für den neugebackenen Studenten stellte sich die Frage der Musik nun bereits in ganzer Schärfe. Sein starkes Ausdrucks- und Schaffensbedürfnis drängte auf diesem Gebiete nach ungehemmter Erfüllung, und doch stand — gleichsam als Vermächtnis beider Eltern — der Beruf eines Pfarrers ernst und groß vor ihm. Da war es der weise Vater, der ihm auf entscheidende Art den Weg zu weisen imstande war. Schon dem Elfjährigen hatte er aus Bad Boll geschrieben: „Wie gut ist es, früh Orgel zu lernen, damit man, wo es auch sei, Choräle zum Preise Gottes begleiten und auf diese Weise gute Dienste leisten kann. Noch mehr: selbst die Freude am Komponieren könnte mit der Zeit in den Dienst Gottes gestellt werden.“ Und an den Studenten in Neuchâtel: „Übrigens, wenn Dir jetzt noch die Lieblingsfächer, Theologie und Musica, gewissermaßen als Concurrenten erscheinen, so können dieselben wie nicht leicht zwei andere Disciplinen doch ganz wohl nebeneinander bestehen, allerdings erstere als Herrin, letztere als dienstbare Magd. Wie rangiert doch ein Luther z. B. seine Musica gleich nach der Theologia!“ Solche Worte klangen im unproblematischen Gemüt des Sohnes richtunggebend nach, und wir beobachteten, wie er bald darauf an seinem Basler Klavierlehrer Volkland „die tiefe Religiosität“ rühmt und eine Doppelphotographie von Bach und Luther auf dessen Flügel besonders erwähnt: „Es hat mich tief ergriffen, diese beiden Männer so nebeneinander zu treffen.“ — Bald ereilte ihn aber die Trauerbotschaft vom Tode seines Vaters, der im letzten Briefe in merkwürdiger Vorahnung noch seinen ganzen Lebenslauf vor ihm ausgebreitet hatte.

In Basel, wo Theodor die folgenden Semester in einem lebendigen Freundeskreise (mit Löw, Alfr. Zimmermann, A. Bertholet, dem bekannten Religionswissenschaftler, C. A. und Ed. Bernoulli, Eman. Tischhauser) verlebte, gab es, seiner Neigung entsprechend, wieder viel Geselligkeit und Musik. Er hört Clara Schumann, singt begeistert Chorwerke mit und empfängt nachhaltigste Eindrücke von Bachs h-moll-Messe, entflammt sich überhaupt für „diesen größten Genius“. Doch kann er sich seiner ängstlichen Mutter gegenüber auch über ernste theologische Arbeit ausweisen. Im Februar 1889 erhält er einen Brief von Alfr. Zimmermann, der unterdessen nach Straßburg übergesiedelt ist und ihn nun auch zu einem dortigen Semester veranlassen will. Wahrhaft prophetisch heißt es darin: „Ich zweifle nicht daran, daß Spitta auf Dich so gut wie auf uns beide einen für Deine ganze theologische Richtung entscheidenden Einfluß ausüben wird. Was Du hier lernen kannst bei Spitta, ist etwas ganz Neues, was Du sonst nirgends bekommst, und ich weiß, daß Du einst mit Begeisterung mithelfen wirst, gerade diese Auffassung des Christentums zur Geltung zu bringen.“

Was war dieses Neue, Entscheidende? Die innere Beziehung, welche die Theologie damals zur Musik fand (in der Hymnologie, d. i. der Erforschung des Kirchengesangs). In Friedrich Spitta, dessen Bruder Philipp den damals unbekanntenen Heinrich Schütz wieder entdeckt hatte, brachte diese Richtung einen „unvergleichlichen“ Vertreter hervor, der große Lebendigkeit mit wohlgefügetem Wissen, Musikbegeisterung mit tiefem Ernst und „Christsein durch und durch“ verband. Hier gewann Theodor die praktische Lösung der Frage, mit der er rang: Theologie und Musik, und zwar genau in dem von seinem Vater vorgezeichneten Sinne! Hier fand er aber zugleich den theoretischen Unterbau für die Einfügung der Musik in die Kirche, was für seine spätere Tätigkeit ebenso

wesentlich werden sollte. Wie hätte er da nicht den jugendlichen Professor — er war erst dreiunddreißigjährig — nicht nur verehren, sondern aus einer ähnlichen Grundhaltung heraus sich auch bald wirklich mit ihm befreunden sollen, lud doch Spitta die „Schweizer“, die dank ihren musikalischen und geselligen Gaben an der ganzen Fakultät eine gewisse Rolle spielten, häufig zu sich ein und brauchte ihre Hilfe gerne bei seinen liturgischen Feiern. Da erlebte Goldschmid mit Stauen, wie die Johannes-Passion von Schütz als Gottesdienst mit eingestreuten Gemeindegesängen aufgeführt wurde, er selbst am Harmonium, Spitta als Dirigent und gleichzeitig Evangelist. „Du kannst Dir denken, wieviel man lernt beim Einstudieren eines solchen Kirchenwerkes und wieviel gerade wir Theologen profitieren können, wenn ein Mann wie Spitta einem Anleitung gibt zum richtigen Verständnis und zur richtigen Verwertung dieser Gattung von Musik.“ Noch nach 25 Jahren erzählte er seinen Konfirmanden „mit dem Gefühl tiefster Dankbarkeit von jenen unvergeßlichen Weihnachtsfeiern in der Thomaskirche zu Straßburg, die sich uns Studenten damals als beglückendes Erlebnis für alle Zeiten eingepägt hat, indem uns da eine ganz neue Welt aufgegangen und eine herrliche Aufgabe für unser künftiges Amt erschlossen worden ist.“ Aber auch vom Neutestamentler Spitta empfing Theodor tiefe Eindrücke: „Es ist einfach einzig, mit welcher Lebendigkeit und Wahrheit er uns den Paulus vor die Augen zu malen versteht; in jeder Stunde gehen einem neue Lichter auf. So gewinnen wir (aus den Apostelbriefen) unzählige Anknüpfungspunkte an unsere Verhältnisse, an unsere eigenen Erfahrungen, an unser äußeres und inneres Leben.“ Eine solche Darstellung kam in der Tat der kindlichen Frömmigkeit unseres Studenten entgegen, die, so ganz jedem frommen Geschwätz, jedem Theologisieren und Spintisieren abhold, Gottes Wort nur der lebensnahen Verkündigung dienstbar machen wollte.

Daher hat er sich auch nie einer bestimmten theologischen Richtung verschrieben. Freilich, wie hätten die damals neuen Gedanken der „Reform“ nicht auch den aufgeschlossenen, nachdenkenden Winterthurer aufwühlen sollen, so daß er etwas später (aus Greifswald) heimschreibt: „Der Zwiespalt in meinem Innern ist natürlich ein großer; denn was ich hier höre, dringt z. T. mit Wucht auf mich ein, so daß ich mir oft fast nicht zu helfen weiß. Gewisse Gegensätze spannen sich aufs äußerste, und doch schrecke ich vor einem mattherzigen Compromiß ebenso sehr zurück wie vor den beiden Extremen. Ist ein Viertes möglich?“ Die „feine, im Innern erwärmende Art“ Cremers wie Adolf Schlatters, nicht zuletzt aber das Beten und leise Mahnen der Mutter verhelfen ihm zum Siege, so daß er berichten kann: „Ich habe nun doch vielleicht das gelernt, daß die Wahrheit viel zu groß ist, als daß sie sich in ein System hineinzwingen ließe.“ — Von Schlatter sagt er in einem für ihn bezeichnenden Wortspiel: „Schlatter ist eine so originale Persönlichkeit, daß man ihn am besten gar nicht vergleicht: in dieser Unvergleichlichkeit ist er am meisten Spitta vergleichbar.“

Die ausführlichen Briefe Theodors spiegeln aber auch seine Liebe und zarte Rücksicht für Mutter und Schwester wieder. Ersterer, seiner „teuren Beraterin und Freundin“, enthält er keine Einzelheit vor. So hatte er die Volksbühne der „Münchener“ besucht und war durch die „volkstümliche Urwürdigkeit und den gesunden, derben Humor geradezu erquickt“ worden. Aber er entschuldigt sich nun, daß er ins Theater gegangen: „Ich weiß ja wohl, wie Du über die Sache denkst, obschon wir uns nie ernstlich darüber ausgesprochen haben, und dies wäre schon für mich Grund genug, mich möglichst zu beschränken.“ Andererseits bittet die um sein gesundheitliches wie geistliches Wohl gleich Besorgte: „Gott bewahre Dich vor unnützer Kritik und schenke Dir den Sinn der wah-

ren, heiligen Einfach, die auf das Eine, Notwendige gerichtet ist.“ Seinem Schwesterlein aber schickt er lange Briefe — bis zu 28 Seiten! —, die in ihrer Anschaulichkeit und poetischen Darstellungsweise die Leichtigkeit seiner Feder verraten.

Den Straßburger Aufenthalt unterbrach er durch ein Semester in Göttingen. 1891 finden wir ihn, wie angedeutet, zusammen mit Hans Meili in Greifswald, wo ihn die weite Landschaft zu langen Spaziergängen lockt, um die „fremdartige Natur zu belauschen“. In einem schattigen Wäldchen läßt er sich nieder, liest einige herrliche Lieder und lernt auswendig: Halt im Gedächtnis Jesum Christ! — 1892 schloß er seine gründlichen Studien in Zürich ab.

### III.

## IN DER BAUERNGEMEINDE

*Dättlikon 1892–1905*

Unser Theologiekandidat hatte sein mündliches Examen noch nicht bestanden, so war ihm schon ein Tätigkeitsfeld bereitet: Nicht ohne Zutun seines Freundes Alfr. Zimmermann, damals Pfarrer in Pfungen, wurde er 1892 ins benachbarte Dättlikon gewählt. Dättlikon! Bis an sein Lebensende war ihm die Erinnerung an diese Zeit besonders teuer. Dieses unberührte Dörfchen mit seinen fünfzig Riegelhäusern, eingebettet zwischen Obstbäumen am Abhang des breit-behaglichen Irehels, auf hoher Terrasse über dem Tößtal, träumend in Weinbergen, behütet vom lieblichen Kirchlein, war ja auch ein seltenes Idyll, dazu nahe bei Winterthur, mit dem nun wieder ein reger Verkehr einsetzte, außerdem in Pfungen zeitweise

sein Freund Löw als Vikar, endlich eine kleine Gemeinde von nur 350 Einwohnern, die den frischen, gütigen Pfarrer mit den hell aufleuchtenden Augen bald lieb gewann. Und als er nun nach einem Jahr, während welchem ihm seine liebe Mutter „mit ihrer feinen Menschenkenntnis, ihrer heilsamen Kritik und reichen Erfahrung“ zur Seite stand, erst noch seine Braut, Bertha Ulrich, eine Freundin seiner Schwester Anna, als Gattin heimführte, da war sein Glück voll! Reizend schildert sein Schwiegervater die bevorstehende Heimkunft von der Hochzeitsreise nach London und auf die Insel Wight: „Ich genieße nicht nur die Aussicht auf den Irchel, sondern auch die Melodien des im Schulhaus auf Euern Empfang sich einübenden Männerchors. Ganz Dättlikon ist gegenwärtig musikbesessen. Nachts singen sie bis nach zehn Uhr im bloßen Hemd und Hosen, und auf der andern Seite hört man Hornsoli. Und das hat mit seinem Musizieren der Theodor getan!“ Keine bessere Wahl hätte er treffen können. Seinem mehr künstlerischen Wesen lagen die vielen nüchternen Alltagsdinge wenig; ihm war es nicht so sehr gegeben, das Steuer des Familienschiffes, das sich bald mehr und mehr beleben sollte, mit fester Hand zu lenken. Da bildete der auf die Wirklichkeit gerichtete, zielbewußte Sinn seiner Lebensgefährtin eine vortreffliche Ergänzung.

Es war eine glückliche Fügung, daß der junge Pfarrer, der sich in keiner Vikariatszeit hatte erproben können, seine Laufbahn in dieser kleinen Gemeinde beginnen konnte. Hier mochte er sich in der Stille in sein Amt einarbeiten, hier wird denn nun auch in jeder Beziehung gesammelt und angelegt, was später als reife Frucht abfallen sollte, und zwar wiederum in jener zwiefachen Richtung: als Gemeindepfarrer und als Kirchenmusiker.

Bald fand er auch außerhalb seiner Gemeinde ein anregendes Wirkungsfeld zusammen mit seinem rührigen Schwager

Johannes Ninck am Evangelischen Vereinshaus in Winterthur, der auf dem Gebiet der Inneren Mission (Sonntagsschule, Jugendvereine, Jugendliteratur) eine rege Tätigkeit entfaltete und durch die Zeitschrift „Die Taube“ aufs Land hinaus wirkte. Ebenso bedeutungsvoll war das „Steinbergkränzchen“ des gleichnamigen Predigers von der Brüdergemeinde, einer bedeutenden Persönlichkeit, die jeden Monat ins benachbarte Rorbas zur Bibelstunde kam und im Anschluß daran acht bis zehn Pfarrer des unteren Tößtals zu fruchtbarer Besprechung theologischer Fragen um sich sammelte. Zeit seines Lebens fühlte sich das Patenkind Blumhardts mit der Brüdergemeinde verbunden. Er hat später Vorträge über Zinzendorf gehalten, ein Lied der Brüdergemeinde vertont und ihre reiche Liturgie gerne studiert. Seine schlichte Frömmigkeit, seine gesellige Veranlagung, seine ursprüngliche Freiheit und Großzügigkeit fühlten sich im Grunde in einem kleineren Kreise mehr daheim als in der oft steifen Landeskirche, deren Schäden und besonders pfarrherrliches Gepräge er sehr rasch erkannte. So hielt er 1903 einen revolutionären Vortrag in der Pastoralgesellschaft Winterthur über „Die Abschaffung des Pfarramts“, in welchem er das überspannte Macht- und Amtsbewußtsein vieler Geistlichen, aber auch den Pfarrer schildert, der im Wirtshaus und bei allen weltlichen Festen dabei ist. „Wenn es gilt, eine Versammlung der Heilsarmee zu sprengen oder einer ‚sektiererischen‘ Sonntagsschule die Kinder abspenstig zu machen, so stellt er seinen Mann ... Die Zwiebracht und Streitsucht der Pfarrer (theologische Richtungen!) ist überall sprichwörtlich.“ Besonders tadelt er die mangelnde Ausbildung an der Universität für das praktische Pfarramt sowie die Unfähigkeit der Kirche zur Ausübung der Kirchenzucht. Das religiöse Leben habe sich vielfach in die „Winkel“ (Heilsarmee, Methodisten, Chrischona usw.) zurückgezogen, die auf viele Pfarrer wie ein „rotes Tuch“ wirken; denn der

Pfarrer könne manche religiösen Bedürfnisse (wie Gemeinschaft, volkstümliche Bibelauslegung, Kirchengzucht) nicht so gut befriedigen wie die praktischen Prediger der außerkirchlichen Kreise. Klar sieht er, daß auch die Reformation auf halbem Wege stehengeblieben ist. Darum stellt er die auch heute wieder aktuellen Forderungen auf: konsequente Durchführung des urevangelisch-protestantischen Prinzips des allgemeinen Priestertums, mehr Selbständigkeit der Gemeinden, Heranziehung der Laien zu den Pfarrgeschäften. Dabei schwebte ihm in vielem die Brüdergemeinde als Vorbild vor.

Das Vertrauen seiner Gemeinde, in der jeder den andern kannte, ermöglichte ihm eine fruchtbringende seelsorgerliche Tätigkeit. Verschiedenen Menschen durfte er Wegweiser ins Wort Gottes hinein sein. Einen glänzenden Kanzelredner möchten wir ihn zwar nicht nennen; dazu fehlte seinem grundwahrhaftigen und bescheidenen Wesen das Pathos und der Drang nach Selbstdarstellung. Aber seine Predigten waren getragen von großer Würde und vom Bewußtsein der Dringlichkeit, Gottes Wort zu verkündigen und auf die Fehler und Sünden der Menschen hinzuweisen. Durch liturgische Bereicherung hoffte er die Wortverkündigung eindrücklicher zu gestalten. So werden in einem Visitationsbericht der Bezirkskirchenpflege von 1894 recht zahlreiche Zuhörer, eine Erweiterung des Gottesdienstes durch Bibellektionen und viermaligen Gesang erwähnt. „Der letztere war frisch und sicher und gab Zeugnis von der Wirkung regelmäßiger Übung im Choralgesang.“ Die Kinderlehre wird als „munteres Wechselgespräch zwischen Pfarrer und Kindern“ gerühmt. Überhaupt lag ihm die Jugend besonders am Herzen. Der Mangel an einem geeigneten Leitfadern für den Konfirmandenunterricht drückte ihm gemeinsam mit Alfr. Zimmermann die Feder selbst in die Hand, und das so entstandene „In der Nachfolge Jesu“ mußte 1903 bereits in dritter Auflage erscheinen (1941

wurde das 62. Tausend gedruckt), zeichnete es sich doch durch eine neue, angriffige, biblisch begründete, aber stets aufs Praktische gerichtete Unterweisungsart aus. Schon bald hatte der Jugendfreund einen Jungmännerverein gegründet, mit dem sich ein Posaunenchor verband, seine Frau leitete den Jungfrauenverein. Als großen Mißstand empfanden es die beiden, daß für die Zusammenkünfte kein geeigneter Raum vorhanden war. Angesichts der Kleinheit und Armut der Gemeinde konnte von dieser die Einrichtung eines Vereinshauses nicht erwartet werden. So kaufte denn der Pfarrer 1896 kurzerhand aus eigenen Mitteln ein ehemaliges Wirtshäuschen und schuf so wohl eines der ersten „Kirchgemeindegäuser“ der Schweiz. Auch ein Gartenhaus wurde gebaut und ein Spielplatz angelegt. Für die Einweihung dichtete er ein „Festspiel“ in der Mundart. Besonders im Gartenhaus entwickelte sich nun zur Sommerszeit ein fröhliches Jugendtreiben. Im Vereinshaus selbst fanden auch die neu eingeführten Bibelstunden eine Herberge, und von 1899 an wurde den Männern Gelegenheit zum Lesen von Zeitungen und Zeitschriften sowie zur zwanglosen Besprechung von Tagesfragen geboten. — Wie der Gottesdienst, so wurde auch das Kirchenjahr in seinen Feiern bereichert, indem die Kirchen- und Posaunenchöre sich zum Erntedankfest auf der Wiese beim Warthügel zusammenfanden. — Aber auch in sozialer Hinsicht setzte sich der junge Pfarrer ganz für seine Gemeinde ein, in der auch Arbeiter aus den Fabriken in Pfungen und Neftenbach wohnten. Ihn drang seine Liebe zu den Armen, zu helfen, wo er konnte. Als 1899 der Bau einer Wasserversorgung sich als nötig erwies — auch mit Rücksicht auf das Feuerlöschwesen —, da bezahlte er mit dem Staate zusammen den größten Teil. Als die Orgel „aus dem letzten Loche piff“, sammelte er nicht nur in der Gemeinde, sondern auch bei seinen wohlhabenden Freunden die notwendigen

Mittel und ergänzte selber das Fehlende. Um das Landvolk durch eine bessere geistige Kost zu heben, stellte er sich einigen Freunden und seinem Schwiegervater zur Seite, welche die Tageszeitung der Gegend, den „Weinländer“, ankauften und durch einen eigenen Redaktor schreiben ließen. Und als die alte Lehrerwohnung aberkannt wurde und die Gemeinde die Mittel für eine neue nicht aufzubringen vermochte, griff er wiederum großzügig in seinen Geldsäckel und stellte mit Staatshilfe ein reizendes Häuschen hin, das die Lehrer nun auch zu längerem Verweilen im Orte veranlaßte. — Daneben saß er jahrzehntelang im Vorstand der benachbarten Erziehungsanstalten Sonnenbühl und Freienstein bei Rorbas, an welch letzterer er den Religionsunterricht erteilte. Auch im Verwaltungsrat des Heinrichsbades nahm er über 40 Jahre lang die Stelle seines Vaters ein.

Dieses ganze schöne Gemeindeleben und Schaffen aber müssen wir uns nun durchflutet und umsungen denken von den frohen Klängen der Musik. Und Dättlikon war hierfür gerade der geeignete Ort, hatte hier doch schon von 1766 bis 1809 der sehr musikalische Pfarrer Balber gewirkt, der als einer der ersten mit nicht geringen eigenen Opfern ein damals neues Kirchengesangbuch einführte, eine kleine Orgel in die Kirche mitbrachte, die Gesänge darauf selbst begleitete, einen Posaunenchor gründete und viel Hausmusik auch mit auswärtigen Freunden trieb. Theodor Goldschmid, der 1897 — bei der Einweihung der neuhergestellten Orgel und Kirche mit den neuentdeckten Fresken aus dem 14. Jahrhundert — von Balber erzählte, war unbewußt bereits in seine Fußstapfen getreten. Der erste Schritt war die Gründung eines Kirchenchors, wie sie damals vielerorts erfolgte, um die Einführung des 1891 erschienenen Kirchengesangbuches zu erleichtern. Etwas Besonderes freilich war die Art, wie der Dirigent den Chor in den Gemeindegottesdienst eingereiht wissen

wollte, in Verwirklichung dessen, was er in Straßburg gelernt und das er in einem Brief von dort so geschildert hatte (1889): „Das Ganze (eine liturgische Weihnachtsfeier) war etwas durchaus Neues und Ungewöhnliches und bis in die Einzelheiten hinein die Idee unseres Meisters und Lehrers Spitta. Es besteht aus einer ganzen Menge der verschiedenartigsten Stücke, die aber alle in engstem Zusammenhang zur Weihnachtszeit und daher auch untereinander stehen. Da wechseln Chorgesang, Instrumentalsätze, Sologesang, Frauenchor und Gemeindegeseang miteinander ab.“ — „Das einfachste Menschenkind fühlt, daß das ‚angewandte Kunst‘ ist, angewandt auf das Verhältnis zu Gott, bzw. zu Christus; daß es da teilnimmt an einem großen Erleben der Gemeinde“, sagt er später. Welch reizvolles Schaffen begann da! Nun galt es zuerst, die richtigen, d. h. sinngemäßen, echte Frömmigkeit atmenden Gesänge und Musikstücke herbeizuholen. Aber da öffnete sich vor ihm nun gleich die ganze gähnende Leere in der damals bekannten Kirchenmusikliteratur. Daher machte er sich wieder selbst schöpferisch ans Werk. 1895 gibt er mit seinen Freunden Löw und Theophil Zimmermann die Liedersammlung „Ehre sei Gott“ heraus (welch bezeichnender Titel!), nämlich „Vierstimmige Gesänge für gemischten Chor zum Gebrauch bei den Gottesdiensten der kirchlichen Festzeiten“, bald darauf läßt er die dreistimmigen, so beliebt gewordenen „Weihnachtschöre“ für drei Frauen- und Kinderstimmen erscheinen, um den Jungfrauenvereinen guten Gesangstoff zu verschaffen (sie sollten dreizehn Auflagen erleben), 1900 „20 Psalmen“ (vierstimmig) von Hch. Schütz, 1901 die eigene Kantate „Ostermorgen“, 1905 dreistimmige Passionschoräle. Mit Herzogenberg wechselt er Briefe wegen Einführung seiner Oratorien in der Schweiz. — Bei der Aufstellung eines solchen Programmes gilt es das zueinander Passende aufzuspüren, für die gerade zur Verfügung stehenden Instru-

mente einzurichten, Vorspiele zu komponieren. Aus Winterthur eilen die früheren Musikfreunde und -freundinnen herbei, vor allem auch stets seine Schwester mit ihrer schönen Sopranstimme. Noch nach einem halben Jahrhundert stehen allen diese Feiern in leuchtender Erinnerung. Nach einer solchen schreibt ihm eine innerlich sich abquälende Freundin: „Gestern ist mir die Hoffnung wiedergekommen und damit der Mut, auszuharren im Streit, und die Geduld, des Lichtes zu harren. So feiere ich nun doch Advent.“ Den Kirchenchor verstand er mit einer von Begeisterung getragenen Energie so trefflich zu schulen und mitfortzureißen, daß er es wagen konnte, selbst Werke wie die Schütz'schen Passionen aufzuführen, was weit herum Beachtung fand. Da konnte man denn wohl Gemeindeglieder stolz von ihm sagen hören: „Eusere Herr Pfarrer bringt eben-alles fertig.“ Viel trug auch zum Erfolg bei, daß er das Glück hatte, vortreffliche Solisten auffindig zu machen, vor allem Fritz Boller in Rorbas als Evangelisten und für die Christuspartien Dr. Piet Deutsch, damals noch am Bezirksgericht in Winterthur, mit dem ihn immer mehr eine dauernde Freundschaft verbinden sollte. — Als echter Praktiker wußte er übrigens sehr wohl, daß in den Kirchenchören auch die gesellige Seite zu ihrem Rechte kommen müsse. Um ihnen für die Ausflüge und Familienabende einwandfreien musikalischen Stoff zu bieten, gab er 1900 eine Sammlung von Volksliedern, den „Liedergarten“, heraus. Mehr ins Gebiet der Hausmusik gehört die „Epiphania“-Kantate (1897), von der er einen Teil schon in Straßburg komponiert hatte, sowie die Vertonung der „Sechs Weihnachtslieder von Carmen Sylva“ (1905).

Aber noch auf andere Weise lenkte der Pfarrherr des versteckten Dättlikon die Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahre 1892 bereits hatten sich die ostschweizerischen (besonders st. gallischen) Kirchenchöre zu einem Kirchengesangsbund

zusammengeschlossen, unter denen namentlich der Organist Paul Fehrmann und der Kaufmann Rupp in reformierendem Sinne wirkten. Zwei Jahre später folgten die Zürcher Chöre nach, auf Anregung von Pfr. Dr. Weber in Höngg, dem Schöpfer des Kirchengesangbuches von 1891. Wichtiges Ziel solcher Vereinigung war die Beschaffung von billigem und gutem Liederstoff. Theodor Goldschmid wurde zum Aktuar gewählt. 1896 vereinigten sich nun diese beiden Bünde mit ihren zusammen dreißig Chören zum „Schweizerischen Kirchengesangsbund“, in dessen Zentralkomitee Goldschmid als Präsident gewählt wurde, womit er die Redaktion der bereits bestehenden Zeitschrift „Der evangelische Kirchenchor“ übernahm, welche die „Musikbeilagen“ mit je etwa zehn guten Chören für das ganze Kirchenjahr enthielten. 1898 kamen dann einige Berner Chöre dazu, vorab der von Schloßwil unter Gust. Lauterburg, so daß sich der Bund allmählich über die ganze Schweiz verbreitete. Eigenartig ist, wie in dieser ersten Zeit die Begründer zweier Gesangsbücher im gleichen Komitee ahnungslos nebeneinander saßen. Einen Artikel von Weber über diesen Gegenstand zerzauste der Präsident in seiner temperamentvollen Art so sehr, daß jener ihn anders fassen mußte. Bei dem Satze: „Die beiden Bücher der reformierten deutschen Schweiz, welche einander schon sehr nahe stehen, werden nach fünfzig Jahren, wenn nicht früher, einem einzigen weichen“, schrieb er an den Rand „?!“ und: „Wozu diese Prophezeiung?“ Konnte er ahnen, daß er selbst es sein würde, der schon nach kaum dreißig Jahren zum Vorkämpfer eines neuen Gesangsbuches werden sollte? Ebenso wenig wußte er damals, daß es (wahrscheinlich) sein eigener Vorfahr, ein Pfarrer Heinrich Goldschmid in Seuzach, gewesen war, der, die starre Nüchternheit Zwinglis überwindend, schon das allererste deutsch-schweizerische Kirchengesangbuch geschaffen und dem Rate zu Winterthur vorgelegt hatte (1546).

Am Irchelhang auf Friedhofs traurem Grund,  
ein weißer Stein — der tut's Euch kund.  
Er pranget jetzt im frischen Sommerkleide  
und grüne Tränen weint die Trauerweide.  
Warum denn weinen? Unserer Schwester Augen  
noch mehr als meine, denk' ich, taugen.  
Sie sind zwei Sterne worden, die Euch leiten  
durch diese Zeit hinein in Ewigkeiten.  
Mein Augenpaar ist ird'scher Art;  
Doch meine Schwesternliebe treu und zart . . .“

Die Pfarrfamilie hat gleichwohl dem lieben Dättlikon ihre Liebe und Anhänglichkeit stets bewahrt. Das Paar feierte dort 1943 seine goldene Hochzeit und das fünfzigjährige Kirchenchorjubiläum. Und ebenso behielten die Dättliker sie in treuem und dankbarem Angedenken.

#### IV.

### ZWISCHEN STADT UND LAND

*Pfäffikon 1905–1914*

Für Theodor Goldschmids Schaffensdrang konnte die winzige Irchelgemeinde auf die Dauer nicht genügen. Aber es entspricht seinem bescheidenen Wesen, das unter Minderwertigkeitsgefühlen leiden konnte, daß er sich nicht gleich nach höchsten Aufgaben ausstreckte. So war ihm denn ein Ruf nach dem Bezirkshauptort Pfäffikon im Zürcher Oberland gerade recht. Herrlich gelegen am See, der vom „stillen Gebirge“ umsäumt ist, nährte das stattliche Dorf eine industriell

aufstrebende Bevölkerung, so daß der Ortsgeistliche hier in den Fragenkreis der Arbeiterschaft hineingestellt wurde. Vier Außengemeinden, davon einzelne weit abgelegen, verschiedene Kommissionen (so die des Pestalozziheims für schwachbegabte Kinder, des Krankenasyls, die Primar- und Sekundarschulpflege) nahmen seine Zeit stark in Anspruch. Herzlich war der Empfang, so daß der neue Pfarrer in der Antrittspredigt erklärte: „Ich bin beschämt über das Zutrauen, das man mir hier entgegenbringt.“ Am darauffolgenden Bankett hinterließ, laut Wochenblatt, die „christlich-soziale Rede“ von Pfr. Finsler aus Zürich, dem Schwager des Gefeierten, besonderen Eindruck. Er sprach aber auch diesem aus dem Herzen, wenn er ihm zurief, er möge doch so recht ein Pfarrer der Armen sein, jedoch ohne Klassenhaß gegen die Reichen.

Der neue Pfarrer zeigte in der Tat, daß er allen Volksschichten gerecht zu werden versuche. Er nahm die Fühlung mit den Arbeitern auf, und zwar durch Vermittlung eines der Fabrikanten selber, der fortschrittliche soziale Anschauungen vertrat. Er hielt ihnen Vorträge und unterstützte manche ihrer Forderungen (Verkürzung der Arbeitszeit, geistige Beschäftigung in der Freizeit, Zusammenschluß, Bekämpfung des Alkoholismus). Das war damals für einen Pfarrer nichts Selbstverständliches, war doch die Kluft zwischen Bürger und Arbeiter noch fast unüberbrückbar. Er scheute sich nicht, öffentliche Sünden wie Egoismus, Heuchelei, die rein geschäftlichen Interessen gewisser Kreise zu brandmarken, und benützte dafür mit Vorliebe die Bundesfeiern, die unter seiner Hand nichts weniger als ein patriotisches Geflunker wurden. Freilich wirbelte er dadurch Staub auf bei den starren „Bürgerlichen“. Seine Gemeindeglieder fürchteten deshalb, er möchte einem Ruf nach Zürich Folge leisten, und forderten ihn zu weiterem Verbleiben auf: „Den paar großen Herren und Industriellen, die Sie wegen Ihrer sozialen Anschauungen nicht leiden kön-

nen, und den Ihnen feindlichen ‚Alkoholikern‘ sollten Sie das Feld nicht räumen, nachdem Neunzehntel der Bevölkerung auf Ihrer Seite stehen.“ Welches Ansehen er in den Kreisen der Arbeiterschaft genoß, zeigten die Worte des Abschieds beim Weggang von Pfäffikon in der Winterthurer „Arbeiterzeitung“ 1914: „Selten läßt sich auf dem Lande ein Geistlicher finden, der wie Pfarrer Goldschmid nicht nur ein ausgesprochener Freund der Arbeiter und Sozialisten, sondern auch praktisch für sie tätig ist . . . Wir gedenken an seine Weihnachtspredigten, da er zur Gemeinde von Bruderliebe und Frieden auf Erden, aber auch von Mammonsgeist, Unterdrückung und Ausbeutung sprach. Goldschmid war es, der Weihnachten 1912 offen gegen den Krieg Stellung nahm, gegen die von Freiheit und Gleichheit triefenden Schützen- und Turnfestreden und an Hand von Tatsachen zeigte, wie im gleichen Moment Tausende von Schweizerbürgern sehr wenig von Freiheit und Gleichheit zu spüren bekommen. Er war es, der im Namen des Arbeitervereins einem hiesigen Fabrikanten wegen Entlassung eines alten gebrechlichen Arbeiters ins Gewissen redete.“

1909 setzte er sich für die Renovation der Kirche ein. Während des Baus hielt er die Gottesdienste am See, was besonders viele Zuhörer anlockte. Auch Erntedankfeiern führte er ein. Inzwischen ging die musikalische Arbeit weiter. Doch stieß auch sie hier — in einem größeren Orte — gelegentlich auf Kritik. So lesen wir nach dem Festgottesdienst anlässlich der Kirchenrenovation im „Wochenblatt“: „Es ist etwas ganz Eigenes um die sogenannte klassische Musik. Sie vermag die große Masse der Zuhörer lange nicht so stark zu ergreifen, wie ihre Schöpfer und Liebhaber glauben und wünschen.“ Im Kirchenchor selbst jedoch fand er ungeteiltes Vertrauen, und die Chorproben und liturgischen Feiern wurden für manche zu „unvergeßlichen Stunden, für die wir Ihnen allezeit dank-

bar bleiben“. Er komponierte hier seine dritte Kantate „Sommergesang“ und gab für die Predigergesellschaft in Zürich dreistimmige Choräle für Männerchor heraus. Auch die Arbeit im Kirchengesangsbund weitete sich immer mehr aus. Im ganzen genommen bildete die verhältnismäßig kurze Pfäffikerzeit einen Übergang zu den nachfolgenden Zürcher Jahren, die auf den verschiedenen Gebieten eine reiche Ernte bringen sollten.

## V.

### IN DER GROSSTADT

*Wipkingen 1914–1937*

Wiederum klopfen Kirchenpfleger der rasch wachsenden Kantonshauptstadt ans Pfäffiker Pfarrhaus. Gern nahm Goldschmid nun die Wahl in die Arbeitergemeinde Wipkingen an, wo er den Armen etwas sein zu können hoffte. Dort war für die 7700 Evangelischen jetzt eben eine zweite Pfarrstelle geschaffen worden, und an die Seite des sozialistischen Pfarrers Altwegg sollte noch ein „Positiver“ treten. Wenn die Bürgerpartei aber gehofft hatte, in Theodor Goldschmid ein „Bollwerk“ gegen den „Sozialistenpfarrer“ aufzurichten, so sah sie sich getäuscht. Von Jugend auf war dieser zu unabhängig in jeder Beziehung, um sich für Parteizwecke, sei es von rechts oder von links, gebrauchen zu lassen. Immerhin, der Boden war hier heißer, als er wohl selbst geahnt hatte. Der erste Weltkrieg 1914 bis 1918 brachte eine starke Zuspitzung der sozialen Gegensätze, und die großen Umwälzungen in Rußland und Deutschland machten sich auch bei uns in Form von kleinen Revolutionen bemerkbar. Die Kir-

chenpflege war völlig sozialistisch — ein Unikum in der gesamten Schweiz — und verfolgte denn auch ganz religiös-politische Ziele. 1915 gab sie „Thesen über Kirche und Abrüstungsfrage“ heraus, 1919 „Richtlinien für eine Neugestaltung des gesellschaftlichen Lebens auf christlicher Grundlage“, welche von der „Verkehrtheit der bestehenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse“ ausgingen und stark auf kommunistische Grundsätze hinausliefen. Es war die Zeit der großen Fragen wie Dienstverweigerung aus religiösen Gründen, Zivildienst für Gewissensbedenkliche, Abschaffung der Feldprediger, Antimilitarismus, Pazifismus. Insbesondere 1917 kam es zu leidenschaftlichen Auftritten, da die Kirchenpflege beschloß, als Protest gegen die unsoziale Haltung der Bundesbehörden am 1. August nicht zu läuten. Über die Stadtgrenzen hinaus schlugen die Wellen dieses „Skandals“, der dadurch verschärft worden war, daß einige junge Leute, mehrere Türen erbrechend, in die Kirche eingedrungen waren und doch geläutet hatten. Die Stimmung war so erregt, daß Pfarrer Goldschmid im nächsten Gottesdienst es für unmöglich erachtete, die Gemeinde singen zu lassen. Das Eingangswort: Liebet eure Feinde!, zeigte, wie er sich zu den Angriffen, die sich auch gegen ihn richteten, stellte. In mehreren Versammlungen gelang es den beiden Pfarrern, den größeren Teil der Gemeinde auf ihre Seite zu bringen und den Beschluß der Kirchenbehörde nachträglich billigen zu lassen.

Wenn Theodor Goldschmid in all diesen Fragen auch nicht als Anreger vorausging, so machte er sie doch mit dem ihm eigenen Temperament zu seiner eigenen Sache. Dabei war es seiner mehr künstlerisch-gefühlsmäßigen Natur nicht um bestimmte Theorien zu tun, er wäre nie Mitglied der sozialistischen Partei geworden. Ebenso wie er für die Brüdergemeine ein Lied vertont hatte, so gab er jetzt dem Lied der Arbeiter, „Verbrüderet euch, ihr Völker“, eine Melodie, welche dann ins

schweizerische sozialistische Liederbuch aufgenommen wurde. In der Kirchenpflege waren es gerade die Sozialisten, die ihn wegen ihrer Lebendigkeit und geistigen Regsamkeit anzogen. Allerdings konnte er auch, reizbar wie er war, aufbrausen und ihnen gehörig die Kappe waschen, aber dann auch sich entschuldigen. Vor allem aber kam er in Wipkingen wieder in einen Pfarrerkreis hinein (Arbenz, Bader, Maurer, Tischhauser u. a.), in welchem die oben erwähnten Fragen von Grund aus durchgesprochen wurden, und der sich nun jeden Montag im Goldschmidischen Pfarrhaus traf. In Wort und Schrift versuchten diese mutigen Kämpfer die Botschaft des Evangeliums auf die Lage der Arbeiterschaft anzuwenden. Da ihnen die Presse verschlossen war, begannen sie 1917 die „Zürcher Flugblätter“ herauszugeben, die zu den brennenden Zeitfragen Stellung nahmen, sowie seit 1918 den Zwinglikalender, an dem auch Goldschmid mitarbeitete. Dieser anregende Kreis war es auch, der ihn 1916 für den Kirchenrat vorschlug, dem er dreiundzwanzig Jahre angehören sollte. In engster Fühlungnahme arbeitete er namentlich auch mit Pfarrer Altwegg zusammen, welcher schreibt, daß „er sich wirklich keinen besseren Amtsbruder als diesen so aufrichtigen und goldlauteren Menschen hätte wünschen können“. Dieses feine Verhältnis, das nicht zum mindesten Goldschmid verbindlicher, selbstloser Art zu verdanken war, wurde stadtbekannt. Welcher Segen daraus für die ganze Gemeinde erwuchs, mag durch folgende Worte eines Gemeindegliedes angedeutet werden: „Oft sehne ich mich nach den Zeiten zurück, da Sie, lieber Herr Pfarrer, unserer Gemeinde ein Gepräge zu geben verstanden, das einem unsere Kirche, unsern Chor und unsere Gemeinde lieb und vertraut werden ließ.“ Ja, die Gemeinde liebte ihn, der so unbesehen gab, „immer so teilnehmend und gütig“ und „ein Freudenspender im edelsten Sinne“ war. „Er war mir immer das Ideal eines fröhlichen und doch tiefen Christen“, „ein Ver-

kündiger der göttlichen Liebe nicht nur durch sein Wort, sondern auch durch sein ganzes Sein“. „Jedesmal wurde es heiter in uns, wenn wir ihm begegneten. So war's, wie wenn man einen Fensterladen aufstößt und Sonne hereinläßt.“

Ein großes Hindernis für eine intensivere Wirksamkeit bildete auch hier der Mangel an einem größeren Raum. Theodor Goldschmid wollte Bibelstunden abhalten; aber wo? Es wurden religiös-soziale Vorträge veranstaltet, um das Evangelium gerade an die kirchenfremden und -scheuen Gemeindeglieder heranzubringen, aber man verfügte über keinen andern Saal dafür als eben die Kirche. Hier war nun mit dem Kauf eines Wirtshäuschens nichts mehr auszurichten! So drängte sich denn der Bau eines Kirchengemeindehauses gebieterisch auf, doch konnte dieser erst im Jahre 1928 (für 2 ½ Millionen!) ins Werk gesetzt werden. Dieser Gemeindemittelpunkt diente nun aber auch allen Zweigen der kirchlichen Arbeit. So konnten u. a. die stark besuchten Gemeindeabende hier trefflich durchgeführt werden, deren Gestaltung unserem musikalischen Pfarrer besonders gut gelang. Oft führte er selbst Dichter oder Musiker vor, die Rede unterbrechend durch Beispiele am Klavier oder durch Gesänge, wobei der Kirchenchor auch in dramatischer Hinsicht stets ein williger Helfer war. Sauberkeit herrschte bis in den hintersten Winkel des großen Saales: Man sollte spüren, daß der Kirchenchor nicht einer der üblichen weltlichen Vereine sei. Eine schöne Bereicherung des kirchlichen Lebens bildeten auch hier die liturgischen Feiern, unter denen das Erntedankfest jetzt zur städtischen „Sommerfeier“ wurde.

Im Kirchenrat hatte Goldschmid Gelegenheit, den sozialen Standpunkt in der gesamten Landeskirche zu vertreten, und er sorgte denn auch dafür, daß „an der Klinge des Worts der Rost nicht ansetze,<sup>81</sup> und daß der Botschaft die Kraft der Tat nicht fehle“. Er betreute besonders auch das liturgische Ge-

biet und schuf zusammen mit der liturgischen Kommission das „Kirchenbuch für die evangelische Landeskirche des Kantons Zürich“, dessen Einführung er schrieb. Dabei suchte er für die Abendmahlsliturgie diejenige von Zwingli selbst wieder nutzbar zu machen. 1923 wurde er beauftragt, den „Generalbericht“ der Zürcher Landeskirche über die Kirchenvisitation aus den Jahren 1912 bis 1923 abzufassen, was er in echt persönlicher Form tat, ohne Scheu die Mängel enthüllend, die er schon früher (vgl. S. 15) an ihr festgestellt hatte. Nicht nur diese Schrift schließt mit der Bitte: „O heil'ger Geist, kehre bei uns ein!“ — Als Kirchenrat hat er auch manchen jungen Geistlichen mit ernster Rede ordiniert.

Goldschmid's ureigenes Element war aber auch in der Großstadt der Kirchenchor, und zwar durchaus nicht in erster Linie wegen dessen musikalischen Möglichkeiten, sondern noch mehr darum, weil ein solch kleiner Kreis dem „Vorbild der Urgemeinde“ sich am meisten näherte. Deshalb wurde dieser denn immer mehr zu einem Ort, da die Verbundenheit der Glieder Christi, die Seelsorge, die Fürsorge füreinander ihren Ausdruck fanden, und die Worte eines Mitgliedes sind kennzeichnend: „Was mir Herr Pfarrer Goldschmid durch den Kirchenchor Wipkingen gewesen ist, kann ich in Worten nicht beschreiben. Ihm habe ich zu danken, daß ich eine glückliche Dienerin unseres Heilandes geworden bin. Der Kirchenchor war ein großer Segen. Mit großer, aufopfernder Liebe und Überzeugung hat Herr Pfarrer uns in die Kirchenmusik eingeführt, so daß in jedem Ton Leben war.“

Und das wieder war nur möglich auf Grund einer ganz bestimmten Auffassung von der Aufgabe der Kirchenchöre und der Kirchenmusik überhaupt, wie er sie in verschiedenen Vorträgen dargestellt hat. Ausgangspunkt ist der „Gottesdienst als Gemeindefeier“. „Die Kirche ist viel zu sehr zum Lehrsaal geworden . . . infolge der maßlosen Überschätzung der Predigt,

dieses Pfarrerwortes. Die Gottesdienste haben eine starre Form erhalten.“ Darum sollen, wo immer möglich, Wechselgesänge zwischen Chor und Gemeinde oder Konfirmanden und Gemeinde, darum bewegtere Formen wie die liturgischen Feiern eingeführt werden. Am Gang der letztern nimmt jedes einzelne Gemeindeglied, dank des reichlich eingestreuten Gemeindeganges, lebendigen Anteil. Alles ist von einem großen Gedanken beherrscht. Ähnlich auch im gewöhnlichen Gottesdienst: „Wir müssen auch die Predigt eingliedern in einen größeren Zusammenhang, in ein Handeln, dessen Subjekt die Gemeinde ist . . . Diese Gemeinde will nicht nur angepredigt sein, sondern sich selber erbauen, trösten, aufmuntern, strafen — und das tut sie im Gemeindegang. Das ist die Errungenschaft der Reformation. Darum ist gerade der Gemeindegang — nicht vom musikalischen, sondern vom rein religiös-liturgischen Standpunkt aus — das Kleinod des evangelischen Kultus.“ Die Liturgie ist nicht ein „ästhetisches Mätzchen als Attraktion für das predigtmüde Publikum, sondern Vertiefung und Verinnerlichung der gottesdienstlichen Feier, Verstärkung des Moments der Anbetung, Gegengewicht gegen die intellektualistische Einseitigkeit und Nüchternheit unserer Gottesdienste . . . Wir wollen nur das, was im Wesen unseres Gottesdienstes liegt, herausarbeiten: jene Unterredung des Menschen mit Gott.“ Der bedeutsamste und „geradezu ergreifende Moment“ derselben tritt nach der Predigt ein; „den wollen wir uns nicht verwischen lassen durch ein Orgelgesäusel“. — In dieser „Selbstunterredung“ nun können an die Stelle der Predigt ein Chor und Solisten treten; dann haben wir den Gesangsgottesdienst vor uns. Bei diesem kommt es neben dem musikalischen Gewand ebenso sehr auf den Inhalt des Gesungenen an. Darum sollte jeder Zuhörer ein gedrucktes Textprogramm in die Hand bekommen. Manch einer behielt es gerne, „weil es wie eine Predigt war“. „Ich lese die alten

Programme jetzt noch viel durch und darf dabei Ewigkeitswerte empfangen.“ Goldschmids innerstes Anliegen war es, Gottes Lob unter der Gemeinde neu aufzurichten und zu mehren. Chor und Solisten durften im gottesdienstlichen Raum nichts anderes sein als ein Stück der Gemeinde. Er sollte nicht „auftreten“, auch äußerlich nicht. Unter der Gemeinde hat er zu stehen und zu sitzen, und in ihrem Namen soll er sein besonderes Lob erschallen lassen.

Und nun sollte diese vertiefte Auffassung in die Gemeinden selbst hineingetragen werden! Das Mittel dazu war der Kirchengesangsbund. Aber welche Schwierigkeit, „unser evangelisches Volk aus seiner schmählichen Gleichgültigkeit“ aufzurütteln! Manchmal wollte dem Streiter der Kampf schier aussichtslos erscheinen. Manche Kirchenchöre traten aus dem Bund wieder aus, weil sie den edlen Gesängen der „Musikbeilagen“ keinen Geschmack abgewinnen konnten. Und dabei versteifte sich ihr Präsident, fern jedem Fanatismus und jeder Schwärmerei, doch durchaus nicht auf Bach, Schütz und verwandte Meister, sondern fügte immer auch Chöre neuerer und lebender Komponisten bei. Im ganzen war aber seine Tätigkeit, unterstützt von den andern Vorstandsmitgliedern, darunter seinen alten Freunden Löw, Lauterburg und Fehrmann, eine überaus segensreiche, zählte der Bund bei seinem Rücktritt 1937 doch über 300 Chöre. Auf dem Gebiet des Kirchengesangs wurde Theodor Goldschmid immer mehr zur Schweizer Autorität. Von allen Seiten — auch von bedeutenden Persönlichkeiten wie Hegar oder von Verlagsanstalten — wurde er zu Rate gezogen wegen einzelner Musikstücke und ganzer Programme für Gesangsgottesdienste, für bestimmte Feiern, für Posaunenchöre, bei Kirchenchorgründungen. Man bittet ihn um Material für Vorträge, um guten Stoff für Unterhaltungsabende eines Kirchenchors. Neugebackene Dirigenten wünschen Rat, erkundigen sich nach Möglichkeiten, wie „ich

meinen Geschmack läutern und bilden kann“. Bis nach Helsingfors vermittelt er Musikalien. Durch zahlreiche Vorträge wirkt er in die Gemeinden hinein. Er pflegt die Verbindung mit dem deutschen Kirchengesangsbund und nimmt an dessen Festen in Hamm und Rothenburg teil. Zu wichtigen Marksteinen in der Bewegung werden die schweizerischen Kirchengesangstage, die — alle drei Jahre abgehalten — durch ihre liturgischen Festgottesdienste und Vorträge einem größeren Kreise die neuen kirchenmusikalischen Bestrebungen vor Augen führen. Der erste in Zürich (1901) ist „ein eigenartiges Sängerefest, nämlich um den Schöpfer zu loben“. Für die Predigt wählt sich der Präsident den bezeichnenden Text: „Dich will ich preisen in der großen Gemeinde; ich will meine Gelübde bezahlen vor denen, die ihn fürchten.“ Pfr. v. Greyerz schildert von einem späteren Kirchengesangstag in Bern, wie Goldschmid, „auf einer hohen Kiste stehend, ein Abschiedswort sagte, so natürlich, fröhlich, ohne jedes pastorale Pathos, wie ich es noch gar nie von einem Pfarrer gehört hatte — so herzlich, brüderlich, väterlich, daß es sicher alle im Herzen mit sich heimtrugen“. Bei einem ähnlichen Anlasse heißt es: „Auch an der Nachfeier haben Sie durch Ihre freundliche, mit köstlichem Humor gewürzte Ansprache viele Sympathien erworben und zur Hebung der fröhlichen Stimmung beigetragen.“ — Eine Zentralbibliothek versorgt die Mitglieder mit Liedstoff. Das Große und das Kleine Liederbuch, sowie das Neue Liederbuch, an deren Herausgabe Goldschmid hervorragenden Anteil hatte, wollen neue Möglichkeiten bieten. Singwochen und kirchenmusikalische Kurse dienen der Ausbildung der Dirigenten und strebsamen Chorsänger. Ein auf diesem Gebiete wertvolle Arbeit leistender Pfarrer bezeugt: „Ich betrachte das, was ich für die Aufgabe eines evangelischen Kirchenchors von Dir gelernt habe, als das Fundament und den Anfang meiner kirchenmusikalischen Arbeit.“ So trifft zu,

was sein Nachfolger im Präsidium des Kirchengesangsbundes beschreibt: „Über vierzig Jahre betreute er, wie ein Vater seine Kinder, die Mitglieder des Bundes, beriet und verstand sie, bearbeitete und komponierte für sie, was sie zu ihrem Dienst an der gottesdienstlichen Gemeinde benötigten. Wir Jüngeren, die wir sein Werk fortsetzen dürfen, gehen völlig in seinen Spuren. Er hat unserer ganzen reformierten Kirche den Kirchengesang neu zurückgegeben und ihn im reformierten Gottesdienst verankert, stets im Dienste Gottes des Allmächtigen.“

In diesen ganzen Rahmen fügt sich nun auch Theodor Goldschmid's grundlegendes Streben nach einem neuen Kirchengesangsbuch, und zwar für die ganze deutschsprechende Schweiz, als dessen „geistigen Vater“ Ernst Isler ihn mit Recht bezeichnet hat. Schon in Straßburg hatte er ja mit seinen Freunden zusammen das Werden des elsässischen Gesangbuches unter Spittas Leitung miterlebt. Im neuen Jahrhundert erhoben sich bereits verschiedene Stimmen für eine Gesangbuchserneuerung, so 1911 von Prof. Wernle in Basel in seinem theologischen Seminar und zwei Jahre später von Pfr. Schwarz in Münchenstein in einem Aufsätze. Besonders Pfarrer Meili in Goßau (Zürich) beschäftigte die Frage. 1918 behandelte er sie auf einer Kirchenpflegerversammlung des Bezirks Hinwil, welche daraufhin den Kirchenrat um Einleitung der nötigen Schritte zur Einführung eines neuen Gesangbuches bat. Meili sah in seinem Studienfreund den richtigen Mann für diese Aufgabe. Er veranlaßte, daß der Zürcher Pfarrverein 1919 Goldschmid zu einem Vortrag darüber einlud und ihm den Auftrag zu einem neuen Entwurf erteilte. Das war nun eine Aufgabe ganz nach seinem Herzen, freilich auch eine ungeheure Arbeit! Tausende von Liedern galt es durchzusehen und nach Text, Melodie, Satz und historischem Werdegang genau zu prüfen. Auf diese Weise hat sich Theodor

Goldschmid eine einzigartige Kenntnis der gesamten Kirchenliederdichtung angeeignet. — Dieser erste Entwurf enthielt nun zwei Teile: Gemeindelieder und ein Liederlesebuch für die häusliche Erbauung (auch für die Tageszeiten, Naturlieder usw.). Richtungsgebend für die Liedauswahl sollte sein der Ausdruck der brüderlichen Gemeinschaft (darum Zurückstellung der „Ichlieder“), der Ausdruck der Sehnsucht nach dem Kommen des Reiches Gottes, der Aufruf zu Kampf und Arbeit. Wie man zu den Quellen zurückkehren und den alten, bewegteren Rhythmus wieder aufleben lassen wollte, so waren die Kernlieder der Reformation und der späteren Blütezeit des evangelischen Kirchenchorals stärker zu berücksichtigen und auf alles Zeitbedingte zu verzichten. Das Lied der Kirche sollte das reformatorische Bekenntnis der lebendigen Gemeinde sein. Originell war die Anwendung des zweistimmigen Satzes, und zwar ganz aus dem praktischen Bedürfnis und der Beobachtung heraus, wie erbärmlich vielerorts der vierstimmige Gesang infolge Ungeschultheit der Männer klang, und wie andererseits die in Deutschland üblichen einstimmigen Sätze für die tiefen Stimmen oft zu hoch hinauf kletterten. Später ließ er sich jedoch durch gewichtige Gegenstimmen wie die von Friedr. Hegar, Gottfr. Bohnenblust u. a. wieder davon abbringen.

Trotzdem Goldschmid nun durch eine Reihe von Vorträgen an Pfarrkapiteln, Konventen usw. den Boden für ein neues Gesangbuch zu bereiten suchte, schief die Angelegenheit fast wieder ein. Erst 1925 wurde sie zu neuem Leben erweckt, als Pfr. Lüthy von Uster in der Zürcher Synode die ganze Frage wieder aufgriff und die Schaffung eines neuen Gesangbuches beschlossen wurde. 1929 — lange Geduldsproben für den begeisterten Schöpfer! — entschied sich auch der Schweizerische Kirchenbund nach einem Vortrag desselben und eingehender Aussprache dafür und beauftragte ihn mit einem neuen Ent-

wurf, den er 1931 vorlegte. Dieser enthielt in einem einzigen Teil 222 Lieder, wovon etwa 100 einstimmige, wobei er sich bemühte, Brücken zum alten Gesangbuch zu schlagen, kannte er doch die Gemeinden genau und wußte, was man von ihnen fordern durfte. Es wurde nun eine Gesangbuchkommission aus 25 Abgeordneten der einzelnen Kantonalkirchen, des Organistenverbandes und Kirchengesangsbundes, der Singbewegung usw. gebildet. Goldschmid arbeitete als verbindendes Mitglied in beiden Unterkommissionen (für Text und Musik) mit. Er mußte es freilich erleben, daß sein eigener Entwurf nun sehr in den Hintergrund trat (dessen Lieder bilden nur noch die Hälfte des neuen erweiterten), ja daß er lieblose Kritik und Undank erntete. Aber seine große Bescheidenheit und Liebe zur Sache hätten es nicht zugelassen, sich schmallend zurückzuziehn. Denn dank seiner umfangreichen Vorarbeiten, durch die er den Stoff wie kein anderer beherrschte, vermochte er doch wertvolle Richtlinien und Anregungen zu geben. So konnte denn 1935 der Proband mit 303 Liedern erscheinen. Von neuem hielt Goldschmid zahlreiche temperamentvolle Vorträge, welche so recht in die Werkstatt der Gesangbuchkommission hineinführten und dadurch viele Zuhörer von ihren Vorurteilen und Widerständen befreiten. Auch Kirchengesangstagungen wurden in den Dienst dieser Bestrebungen gestellt. Erfuhr der Entwurf mancherorts begeisterte Zustimmung, so war aber, wie angedeutet, auch der Widerspruch recht kräftig und organisierte sich sogar, so daß Goldschmid die Hoffnung auf Gelingen des Werkes fast aufgeben wollte. Da konnte er denn wohl auf die Frage seiner Schwiegertochter, ob nun nicht seine ganze große Arbeit „für die Katz“ gewesen sei, etwas wehmütig antworten: „Es isch wenigstens e schöni Chatz gsi!“ Er hat zwar die endgültige Gestaltung des Gesangbuches nicht mehr erlebt, aber doch erfahren, wie viele Gemeindeglieder sich nun ernstlich mit Kirchenliedern be-

schäftigten und auf dem von ihm und seinen Freunden gelegten Grunde weiterbauten. —

Zu dieser weitausgreifenden Tätigkeit bildete das Familienleben im Pfarrhaus zum „Rötel“ den willkommenen Ruhepunkt. Es hatte sich gut gefügt, daß unser Naturfreund, der als Gymnasiast eifriger Botaniker war und eine Schmetterlingssammlung angelegt hatte, nicht in eine enge Stadtwohnung gepfercht wurde, sondern ein geräumiges Privathaus inmitten eines größeren Gartens mit Ausblick über die ganze Stadt beziehen konnte, damals noch rings umgeben von ländlichen Wiesen und Bauernhöfen. Da tummelte sich die heranwachsende Kinderschar, da drangen jeden Morgen durchs offene Fenster die Klänge des Klaviers über die Rasenplätze in den goldenen Sonnenschein hinaus, da kam die Geselligkeit, bald in Form von heiteren Familienfesten, bald von ernsthaften Pfarrkränzchen und Kommissionssitzungen zu ihrem Recht. Am Abend wurde gern mit Freunden musiziert, und die gastfreundliche und aufmunternde Aufnahme so manches jungen Musikbeflissenen ist vielen von ihnen zu einer dauernden Erinnerung geworden. Noch der Vierundsechzigjährige nahm Klavierstunden bei dem bekannten Pianisten Walter Frey. Besonders vertraute Bande aber knüpften sich zwischen Vater und Kindern: „Wie hast Du uns doch unsere Jugendzeit mit Freuden auszufüllen verstanden! Was für glückliche Stunden haben wir beim gemeinsamen Spielen verlebt! Du hast uns gelehrt, das wahrhaft Schöne, das große Einfache zu schätzen.“ Darum wollen sie sich „am Vorbild des Vaters formen und in seiner Nähe sein, um reifere Menschen zu werden“. Im Familienkreise werden angeregte Gespräche über wichtige Lebensfragen geführt, so daß der ferne Sohn schreibt: „Oft kommen mir ganz ungerufen die verschiedensten Fragen, die ich gerade Dir vorlegen möchte.“ Schöne, teils gemeinsame Reisen in verschiedene Berggegenden der Heimat, nach England, Frank-

reich, Florenz bilden Höhepunkte. Einen tiefen Einblick in die kirchliche Kunst gewährt dem Vater eine Reise mit einem seiner Söhne zu den romanischen Kirchen in Burgund und durch die Cevennen. Eine Vortragsreise führt ihn 1924 nach Berlin; 1929 nimmt er an der Vierhundertjahrfeier des Religionsgespräches in Marburg teil.

Ein ganz besonderes Erlebnis war aber 1931 die Einladung des ältesten Sohnes an die Eltern, ihn auf seiner Rückreise aus Borneo, die ihn über China und Japan führte, in Amerika abzuholen. So schiffte sich denn das unternehmungslustige Paar mit dem jüngsten Sohne nach New York ein, traf dort zuerst den zweiten und dann — wie geplant — am Niagarafall den ältesten. Alle reisten zusammen nach Europa zurück, wo in Paris auch noch die beiden jüngeren, damals in Frankreich tätigen Söhne zu ihnen stießen: es sollte das letztmal sein, daß der Vater alle Söhne um sich versammelt sah. Denn das lebhafteste Haus hatte sich immer mehr entleert, da die verschiedenen Berufe die Söhne in alle möglichen Länder führten, so daß interessante Nachrichten aus Mexiko, Venezuela, Borneo, Marokko, Frankreich, Dänemark im „Rötel“ zusammenflossen und im zweiten Weltkrieg eine Verständigung zeitweise nur noch durch Radio möglich wurde.

VI.  
IM RUHESTAND

*Zollikon 1937–1945*

Nach schaffensreichen Jahrzehnten sollte Theodor Goldschmid noch ein ungetrübter Lebensabend beschieden sein. Mit 70 Jahren verließ er das Pfarramt und trat auch aus der Zentralkommission des Kirchengesangsbundes aus, der ihm schon fast zu groß geworden war. Bereits hatte ihm ein Sohn ein geschmackvolles Haus in schöner Lage Zollikons gebaut. Die Einweihung zusammen mit der Feier des siebzigsten Geburtstages gestaltete sich zu einem reizenden Fest. In seinem Arbeitszimmer hing nun über dem Sofa das Bildnis des geliebten Meisters Heinrich Schütz, der ihm als „Verkündiger des Evangeliums“ besonders nahestand, und dessen Werke er in der umfangreichen Gesamtausgabe besaß. Noch setzte sich der Uermüdliche freilich nicht zur Ruhe. Im Sommer 1939 empfing er von der theologischen Fakultät einen Lehrauftrag an der Universität Zürich über „Kirchenlied und Gesangbuch“. Daraus erwuchs dann das so inhaltsreiche und in die Tiefe religiöser Dichtung führende Buch: Das Lied unserer evangelischen Kirche (1941), das Lauterburg „vielleicht das Wertvollste und Bleibendste, das er hinterlassen hat“, nennt; „wie muß beim Lesen die Liebe zu einem neuen Gesangbuch erwachen!“ Dann gab er noch das zweite Heft der gern gesungenen „Geistlichen Sologesänge aus alten schweizerischen Gesangbüchern“ heraus. Als Kirchenrat hatte er die Visitationen der Gemeinden mit durchzuführen, bis er 1939 zurücktrat. Noch 1944 nahm er dagegen an der Synode teil,

die er als Alterspräsident eröffnen mußte. Dabei hielt er einen rückblickenden Vortrag über die Entstehung des „jetzigen“ Gesangbuches vor 50 Jahren, der ihm Gelegenheit bot, die schon damals bestehenden Schwierigkeiten bei Einführung eines solchen anschaulich zu schildern. — 1943 durfte das Paar das seltene Fest der goldenen Hochzeit feiern, in Dättlikon den Kreis seiner gemeinsamen Lebensbahn gleichsam abrundend. Gern und auf verschiedene Weise nahm der noch Rüstige sich der Flüchtlinge an. Stets blieb er auch der gleiche „warme Missionsfreund“. Schon 1919 hatte man ihn um seine Hilfe für die Kanaresische Mission angegangen, als diese vom Basler Mutterhaus in kritischer Zeit nicht mehr unterhalten werden konnte. Dank seiner Förderung hatte sich das Sekretariat in seiner Gemeinde aus kleinsten Anfängen heraus zu entwickeln vermocht. Bei der späteren Umwandlung in die Schweizer Mission in Südafrika wurde er Mitglied des Zürcher Komitees: „Er hat uns mit seinem weisen Rat viel geholfen. Man spürte, daß er mit seinem Herzen bei der Sache dieses Missionswerkes war.“ — „Was wir erleben durften, war die Krönung einer Freundschaft, die so reich ist an Zeichen der Liebe, wie ich sie nie erlebt habe“, schreibt der Missionssekretär.

Überhaupt diese Freundschaften! Sie dauerten oft über ein halbes Jahrhundert. Rudolf Hunziker äußert sich dazu: „Die Freundschaft mit Theodor war mir eine der liebsten. Mit ihm konnte ich mich stets über alles unterhalten, was mich etwa beschäftigte, wir besprachen oft Angelegenheiten, die man nur Menschen anvertraut, mit denen man sich intim verbunden fühlt. Das Bewußtsein, daß ich jederzeit auf Theodors Freundschaft zählen könne, hat mich keinen Moment verlassen. Nicht umsonst spielten wir mit Vorliebe das vierhändige Stück von Schubert: *Notre amitié est invariable*; es erklang jedesmal, wenn ich ihn besuchte. Und wie oft hat mir sein köstlicher

Humor wohlgetan, der nicht selten eine Unterredung zu einem kleinen Fest gestaltete!“ Und Prof. Osk. Farner: „Er war der viel Reifere als ich (da ich ihn kennenlernte), aber er hat mir trotzdem sehr bald seine Freundschaft geschenkt und sie mir von da an in einer für mich so erquickenden und gewinnbringenden Weise erhalten. Theodor Goldschmid gehörte zu den verhältnismäßig wenigen, die mich jedesmal, wenn ich mit ihnen zusammenkam, erfrischten, ermutigten, beglückten und verpflichteten. Man wußte immer so völlig, woran man mit ihm war. Er war ein Zeuge dafür, daß Christus wahr und tapfer und gütig und fröhlich macht.“

Neben den Freunden waren ihm die Hausmusik und der Besuch der Konzerte immer ein Genuß. Das letzte im November 1944 war die Johannes-Passion von Bach. Schon im Sommer machten sich infolge Arterienverkalkung, einer gewissen Herzschwäche und einer leichten Gehirnblutung allerlei Hemmungen beim Gehen und in der geistigen Tätigkeit bemerkbar. Wehmütig war es ihm, daß er das Klavierspielen aufgeben mußte. Im Dezember setzte ein merkbarer Kräftezerfall ein. Der Krieg mit seinem Grauen drückte auf seine Seele. Man hörte ihn sagen: „Ich kann das nicht mehr aushalten.“ Mitte Februar 1945 mußte er sich wegen Schwäche zu Bette legen, und ohne Kampf und Leiden hörte er am 22. Februar auf zu atmen. Nun mochte er das erleben, was Bach vor dem Sterben zu seiner Frau geäußert hatte: „Der Tod wird mich dahin führen, wo ich Musik hören werde, von der du und ich nur geträumt haben.“ — „Still und schlicht und friedlich, wie er in seinem ganzen Leben war, ist er weggegangen von uns in jene andere Welt, von der er immer soviel Ahnung, soviel Vorwissen in sich trug und von der er mit seinem ganzen Menschsein und Wesen kündete.“ Er hatte anlässlich des 25jährigen Amtsjubiläums seines Freundes Tischhauser es ausgesprochen: „Fertig werden wir ja nie. Unsere Arbeit bleibt Stückwerk,

das wir einmal unvollendet, unfertig aus der Hand geben müssen. Und es ist gut so. Wir wollen ja nichts anderes sein als Verkündiger des Evangeliums mit Wort und Tat, wobei freilich die Tat nicht immer mit dem Worte Schritt hält.“

„Gott loben, das ist unser Amt.“ Und das hat der Verewigte in seinem Leben auf verschiedene Weise und mit aller Kraft getan.

W. N.